In freier Stunde

Sohr, der Knecht

Roman von Arno Franz

5. Fortsetzung (Nachdruck verboten)

„Na ja, ich meine: Rempeln Sie meine Schwägerin nicht zu oft an. Sie hat zwar eine penetrante Art, Befehle zu erteilen, ist aber doch immerhin eine Frau, die sich durchsetzen muß und das kann sie nur mit Flötentönen, nicht aber mit flötenden Tönen. Halten Sie mir auf Finkenschlag schön die Augen auf, mein lieber Sohr, darum bitt' ich Sie. Ich bin da nämlich nicht so restlos im Bilde. Es scheint dort nicht alles zu stimmen."

„In welcher Beziehung Herr Kaden?"

„Wir wollen uns nichts vormachen, Sohr. Eine Frau allein — und wenn sie noch so tüchtig ist, kann einen Betrieb wie Finkenschlag nicht vorwärts bringen. Und wenn sie sich zutote schuftet, kann sie es nicht. Eine Frau hat immer nur Hände und keine Fäuste. Wenn sie im Hause ist, fehlen draußen zwei Augen, und wenn sie draußen ist, fehlen sie im Hause. Ueberall sind zwei Augen zu wenig."

„Die gnädige Frau hat doch ihren Hofmeister."

Da lachte Kaden schallend auf. „Sehr gut — Hofmeister! Hanswurst, aber nicht Hofmeister. Der Mann kann nur Leute schuriegeln und große Töne reden, aber sonst kann er nichts. Und außerdem, Sohr, halte ich ihn nicht für stubenrein."

„Um Gotteswillen, Herr Kaden!"

„Ja, Sohr, ich kann nicht gegen mein Gefühl. Ich traue ihm nicht. Er ist mir zu servil und vollgefressen. Der Kerl hat, wie ich zufällig weiß, ein Bankkonto."

„Das spricht doch für ihn und nicht gegen ihn."

„Hm — hundert Mark kriegt er Monatslohn, zwanzig verspielt er im Skat, dreißig braucht er für Alkohol, am Finkenschlagschen Essen scheint er nicht satt zu werden, denn er futtert nebenher in allen Kneipen rum, jeden zweiten Sonntag verbringt er in Berlin — mein Lieber, wo kommt da ein Bankkonto her. Ich bin doch nicht von Tripsdrille. Rechnen kann ich ziemlich genau. — Na, und das andere reim' ich mir eben zusammen."

Beide schwiegen und gingen ihren Gedanken nach. Verloren blickten die Augen über die endlosen Felder, die sich zu beiden Seiten der Straße dehnten, meilenweit, bis sie sich fern am Horizont verloren. Korn wuchs da — Brot — und das war aus Sorgen, Mühen, Arbeit und Schweiß gewachsen und wollte in Wochen wiederum in Sorgen, Mühe, Arbeit und Schweiß geerntet werden. Es weckte Freude und Hoffnung in seiner reifenden Fülle und wogenden Pracht. Die zwei aber wußten, wie oft neben der Hoffnung die Enttäuschung stand und ein einziger Tag imstande war, Mühe und Arbeit eines ganzen Jahres zu zerschlagen. Den Tag nicht vor dem Abend loben ist die Erkenntnis des Weisen, die der Bauer zur seinen machen mußte seit Tausenden von Jahren schon und die ihm den Spott der vom Zufälligen weniger Abhängigen eingebracht hatte, auch schon seit Tausenden von Jahren. Die Zwei wußten auch, daß über dem wogenden Gold eine unsichtbare Wolke lag von Steuern und Lasten vielfacher Art. Die war ihnen bekannt in ihrer Schwere bis auf den Pfennig, das Erträgnis aber aus Gottes Segen und Menschenarbeit stand dem als ein Ungewisses und kaum Schätzbares gegenüber.

Fünfhundert Zentner Weizen hatte Sohr im vergangenen Jahre ausdreschen wollen und zweihundert waren es geworden. Gerste und Roggen hatten in demselben Verhältnis enttäuscht und wie es ihm ergangen war, war es mit mehr oder weniger Unterschied allen Bauern ergangen. Es war immer dasselbe. Was den einen traf, traf den anderen auch.

Va banque spielten sie alle, und da saß einer auf Finkenschlag, der mogelte. Und bemogelte eine Frau.

Pfui Deiwel, so ein Strolch.

„Tante Aemeln," rief Claus und winkte einer Dame zu, die an einer Wegbiegung stand.

Es war Kadens Frau, eine kleine zierliche Dame mit leichtergrautem Haar und einem feinen Aristokratengesicht. Die beiden Männer hatten sie nicht erkannt, so vertieft waren sie in ihre Gedanken.

Mit einem Ruck hielt Sohr an. Und Kaden machte vom Sitze aus bekannt.

„Ich darf wohl um Mitfahrt bitten," sagte sie und setzte sich zu Claus, der sie gleich zu umhalsen und zu küssen begann, denn Frau Aemeln war auch eine von denen, die er „schrecklich" gern hatte. —

Als es wieder ans Heimfahren gehen sollte, hatte es sich Claus nicht verwinden können, den Onkel zu bitten: „Zeig' uns doch die Fohlen, Onkel. Wir haben keine auf Finkenschlag und sie sind so niedlich."

Fohlen? War das ein Wink des Himmels?

„Meinetwegen, Quälgeist," sagte Kaden und strich ihm über das blonde Haar. „Kommen Sie mit, Sohr, es lohnt sich."

In einem Stall standen in zwei Boxen zwei Stuten mit ihren Kindern und in einer größeren Box zwei Halbjährige. Es waren Prachttiere und gepflegt waren sie wie Menschen. Kaden hatte recht: Sie sich anzusehen, lohnte sich.

„Vollblüter?" fragte Sohr.

„Die beiden — ja. Die anderen beiden sind Halbblut."

„Verkäuflich?"

„Eins von jedem."
„Hm — — — Teuer?"
„Warum fragen Sie?"
„Interessiert mich. Ich hätte ein Lüstchen."
Kaden lachte. „Für einen Vogelbauer sind die Biester zu groß.
„Hinzelmann hat einen Stall an seinem Häuschen, der steht leer."
„Und fressen wollen die Tiere auch."
„Herrenloses Futter wächst an allen Feldwegen und Wegrainen. Und jede Woche hat einen Sonntag. Außerdem ist auch an Wochentagen um 8 Uhr Feierabend."
Kaden stelzte auf der Stallgasse mit langen Schritten auf und ab. Plötzlich blieb er vor Sohr stehen.
„Wieviel haben Sie Geld?"
„Vorläufig ist das nicht der Rede wert."
„Ihr Geschmack?"
„Der da."
„Och," machte Claus, „der ist häßlich. Der hat so lange Beine wie Onkel."
„Eben darum, mein Junge, er wird auch so schnell vorwärts kommen."
„Sie verstehen den Kram," sagte Kaden.
„N' bißchen," erwiderte Sohr, dann gingen sie nach dem Hofe zurück.
Die Finkenschlager mußten heim.
Als sie aufgesessen waren, streckte ihnen Kaden die Hand hinauf. „Grüß' deine Mutter," sagte er zu Claus und zu Sohr: „Das Fohlen können Sie Sonntag abholen einen Zentner Hafer geb' ich für's erste mit."
„Und der Preis?"
„Sohr wird sich nichts schenken lassen wollen, also wird er's durch Treue dreifach gutmachen müssen."
„Herr Kaden!"
Der winkte ab. „Schluß! Abfahren! Gute Nacht." Und ging ins Haus.
Und wie fuhr Sohr nach Finkenschlag zurück? — Schritt, behutsam, mit großen und nachdenklichen Augen und in stiller Feierlichkeit. Wie ein Mensch ins Glück fährt.

4.

Seit Sohr ein Pferd besaß, war Kriegszustand auf Finkenschlag. Es konnte ihm niemand diese Akquisition verzeihen, bis auf Claußimann, der sich freute, Hannjörg Hinzelmann, der strahlte und Mamsell Kerst, die leuchtende Augen hatte. Hofmeister Voigt aber, der einst große Versprechungen gemacht hatte, spuckte allen voran Gift und Galle. Parteilos hielt sich nur Frau Carla Kaden.
Ein Herr und hundert Pferde — Donnerwetter! Aber ein Knecht und ein Pferd — Unverschämtheit! Darüber konnte man den Verstand verlieren.
„Sie neiden dir's," klagte Hinzelmann, als er mittags mit Sohr für ein Viertelstündchen unterm Nußbaum saß.
„Laß sie," tröstete Sohr, „das wußte ich. Was neiden sie nicht?"
„Das Unglück! Es ist eine schlechte Gesellschaft, wenn einer höher will, sägen sie die Sprossen an."
„Das ist überall so, Hannjörg."
„So schlimm nicht wie hier. Auch die Steinauer sind helle Wut."
„Was veranlaßt die?"
„Das Fohlen sollte im Ort bleiben. Der Bürgermeister wollte es für seinen Sohn haben, der Vorstand vom Reitverein ist."
„Nun ist es hier und ganz bestimmt in keinen schlechten Händen. Pfleg' mir's nur gut, Hannjörg, in der Zeit, während der ich nicht drüben sein kann. Es muß mein Glück machen. Du kommst nicht zu kurz dabei."
Das hätte er nicht bitten brauchen. Der Alte, der kinderlos und Witwer war und all seine Zuneigung auf Sohr übertragen hatte, hätte auch einen schiefgetretenen Filzpantoffel mit seinem Leben verteidigt, wenn er ihm anvertraut gewesen wäre, geschweige denn erst ein Fohlen, an dem sein und Sohrs Herz hing.
„Wir haben es noch nicht mal getauft," sagte Sohr. „Wie soll es heißen, Hannjörg?"
„Lotte," platzte der heraus.
„Mensch — ein Hengst und Lotte!"
„Warum denn nicht, das ist doch ganz egal."
„Nu' nee, mein Lieber! Wenn du nun Gretchen hießest oder — Camelia, was dann?"
„Da wäre auch nichts weiter dabei. Wie denkst du denn, daß es heißen soll?"
„Finkenschlag."
„Das ist doch kein Pferdename."
„Warum nicht? — Feuerzauber, Nachtigall, König Mydas, Pallenberg, das sind alles Namen von Rennpferden. Eines heißt sogar Kontrahent."
Das wollte nicht in Hannjörgs vorsintflutliches Gehirn. Er schüttelte einmal übers andere den Kopf. Feuerzauber, Nachtigall — Pferdenamen! Das war doch zu komisch. — Wie das klang: König Mydas beißt, Pallenberg bockt, die Nachtigall schmeißt. — Lotte schmeißt, das klang entschieden auch nicht besser, für Hannjörg aber glaubhafter. Lotte hatte seine Frau geheißen.
„Warum lächelst du denn so vergnügt vor dich hin?" fragte ihn Sohr.
„Ich dachte nur daran, wie das wär, wenn eine Nachtigall schmeißt und ein König bockt."
„Alter Spaßvogel! Und eine Lotte schmeißt nicht?"
„Doch, doch! Meine tat's. Ich hab' schon daran gedacht. Und deshalb ist Lotte richtiger wie Nachtigall und Feuerzeug."
„Zauber nicht -zeug. Uebrigens soll mein Gaul weder schmeißen, noch beißen, noch soll er irgendeine andere Untugend haben."
„Ein Mustergaul also und soll wohl auch ein Rennpferd werden?"
„Er soll Geld bringen! Wie — das ist gleich. Nur aufpassen, Hannjörg, aufpassen, daß kein Fremdes herankommt und nichts passiert."
Am Abend prangte über der Krippe in Hannjörgs Stall eine kleine Tafel mit dem Namen „Finkenschlag."
Also hieß er doch nun so. Und Hannjörg gab sich zufrieden. Gerufen wurde der Gaul aber „Finkfink."
Der Gaul gedieh, die Zeit verstrich und die Gemüter beruhigten sich. Was hätte es auch genützt, weiter zu schimpfen und über das Schaukelpferdchen zu spotten, das ihm nach ihrer Meinung der Großsteinauer Kaden für teures Geld angedreht hatte. Der Kerl, der Sohr, machte nun mal, was er wollte. So klug waren sie aber doch in Finkenschlag und Steinau anzunehmen, daß er das Fohlen sich nicht zum Vergnügen hielt. Was aber wollte er damit, was hatte er vor? Wollte er sich hier ankaufen? Und wenn, dann von was? Er war ja bettelnd in Finkenschlag eingezogen. Und außerdem gab er kein Geld aus, mußte also keines haben. Er war ja noch nie in einer Kneipe gewesen. Den Gaul hatte er zweifellos auf Pump. Der Nußknacker saß, wenn er nicht arbeitete, immer nur unterm Nußbaum und träumte Rittergüter oder schrieb lange Epistel in ein schwarzes Heft. Jeden Montag schickte er einen

Brief fort. Kein Mensch wußte an wen, niemand hatte eine Ahnung, was er schrieb. Das war überhaupt noch nicht dagewesen, daß man in Finkenschlag und Großsteinau von einem Menschen nur soviel wußte, wie er hieß und was er war. Das hatten sogar Kann-Nenner John und Hannchristel Hoßfeld bestätigt, die eigentlich Johann Heinrich und Johann Christian hießen, auf welche Namen schon seit siebzig Jahren niemand mehr getauft worden war, weder in Finkenschlag noch in Steinau. Und da kam dieser fremde Kerl in den Ort geschneit und tat weder Kix noch Kax. Die Kränk — das heißt Krankheit — sollte er kriegen, dieser großschnobbelige Kerl, der entweder ein ganz Kluger war oder ein — — —

Nein, das sagten sie nicht laut. Wenn sie an diese Stelle kamen, schwiegen sie.

Der Kerl war imstande, einen an den Hammelbeinen zu kriegen, aber man pirschte sich an den Hofmeister heran, der mußte doch im Bilde sein.

Der aber wußte ebensowenig wie andere und ging — da er noch neugieriger war wie die anderen — an Hannjörg, als den nach seiner Meinung einzig Unterrichteten.

Und Hannjörg wiederum tat das einzig Richtige, was getan werden konnte: Er machte ein dummes Gesicht. Das verursachte ihm unter gewöhnlichen Umständen schon keine besondere Mühe, da er sich in diesem besonderen Falle aber besonders redlich gab, war es auch besonders gut geraten. Es ersetzte drei heilige Eide, so überzeugend wirkte es.

Voigt trat während der Unterredung mit Hannjörg von einem Bein auf das andere. Das war bei ihm immer ein Zeichen von Erregtsein und Unbehagen. Er glaubte nicht an Hinzelmanns Unkenntnis und suchte dem Alten das Gedächtnis zu stärken.

„Das merkt Euch, Freundchen," hub er drohend an und fuchtelte mit der Rechten vor Hannjörgs schnupftabakgebräunter Nase, „wenn ich irgendwie herausbekomme, daß Ihr mich beschwindelt, dann seid Ihr die längste Zeit auf Finkenschlag gewesen. Ihr könnt dann sehen, wo Ihr auf Eure alten Tage noch anderswo unterkriecht."

„Das weiß ich. Sie haben es ja immer gut mit mir gemeint."

„Wie Ihr es verdientet, alter Schnüffler."

„Ich dachte Ihnen einen Gefallen zu tun, wenn ich nicht immer geradeaus, sondern auch mal um die Ecke guckte."

„Dabei habt Ihr jedenfalls das Schielen gelernt!"

„Nee, Herr Hofmeister, das ist ein Geburtsfehler."

Mit dem Alten war nichts anzufangen und Voigt wurde dringlich. Drohung lag in seiner Stimme, als er fragte: „Ihr wißt also nicht, wer dieser Sohr ist und woher er kommt?"

„Der Leibhaftige soll mich reiten, wenn ich's weiß."

„Das tut er sowieso. Nein, Freundchen, aber Euer Schaukelpferd soll elend zugrunde gehen, wenn Ihr mich belügt."

„Das soll es," sagte Hinzelmann sehr ernst, und Voigt wußte, daß der Alte nicht log.

„Und was er hier vorhat, wißt Ihr auch nicht?"

Da kam Hannjörg plötzlich ein Gedanke, ein veritabler, vom Himmel gefallener Gedanke. Er zögerte aber, bevor er ihn aussprach.

Voigt fuhr ihn ungeduldig an. „Wißt Ihr's oder wißt Ihr's nicht?"

„Ich weiß es."

„Aha! Na — und was will der Kerl hier?"

„Heiraten will er. — Er sagt, das sei das beste Geschäft. Schneller könne man nicht reich werden."

„Wer will heiraten?" frug da eine Stimme zwischen Tür und Angel.

Die beiden fuhren herum. Vor ihnen stand die Mamsell, der Hannjörg listig lächelnd zuzwinkerte.

„Denken Sie sich — Sohr will heiraten," sagte Voigt.

„Glauben Sie das?" fragte Fräulein Kerst.

„Wenn es sein Busenfreund sagt, wird es schon stimmen. Dem Kerl traue ich alle Schlechtigkeit zu."

„Ist denn Heiraten eine Schlechtigkeit, Herr Hofmeister?"

„Mit der Absicht, reich zu werden, wohl doch."

„Wenn Liebe dabei ist — auch?"

„Ja, wenn — wenn! Der wird sich groß um Liebe scheren, Mamsell. Der nimmt jede eines warmen Nestes wegen."

„Woher wissen Sie das?"

„Er sieht so aus," gab er zur Antwort und wendete sich dann fragend wieder an Hinzelmann. „Wie heißt das Frauenzimmer, das er heiraten will?"

„Das weiß ich nicht, darüber schweigt er."

„Der Duckmäuser."

„Sie würden's auch nicht ausklingeln lassen."

„Halt's Maul und schert Euch an die Arbeit."

„Hätt' ich längst schon getan, wenn Sie mich nicht aufgehalten hätten." Damit humpelte Hannjörg zur Tür hinaus.

„Sie machen ein recht betrübtes Gesicht, Hofmeisterlein," neckte Fräulein Kerst, aber Voigt wehrte ärgerlich ab. „Ich wüßte nicht."

„Nun, dann will ich sagen: Ein nachdenkliches Gesicht. Es ist Ihnen wohl nicht sehr recht, eine Hochzeit mitzumachen? Ich will's ihm sagen, wenn Sie nicht mögen."

„Mamsell, Sie sind recht aufgeräumt."

„Soll ich nicht bei so erfreulichen Nachrichten? Ich kann nur raten: Sind Sie es auch, Herr Hofmeister, und tun Sie es dem Sohr nach."

„Wenn man nur klug würde aus Ihnen."

„Ich bin geradezu langweilig unkompliziert."

„Also geht Ihnen die Nachricht gar nicht nahe?"

„Wie sollte sie das, Herr Hofmeister!"

„Er hat Ihnen wohl von seinen Plänen gesprochen?"

„Mir? Wann denn?"

„Sie sitzen oft mit ihm auf der Nußbaumbank."

Da schnippte Mamsell Kerst dem dicken Hofmeister mit dem Zeigefinger an die Nase und lachte ihm ins Gesicht.

„Muß ich nicht, mein lieber Herr Hofmeister, wo Sie dazu leider nie Zeit haben?

Draußen war sie und ließ Herrn Alois Voigt in seiner Pein allein.

(Fortsetzung folgt)

Der Scherenschleifer

Erzählung von Felix Riemkasten.

So oft ich zum Fenster hinaussehe, ist es schön grün vor dem Fenster, und drüben auf der anderen Straßenseite ist es noch viele Male grüner und bunter. Denn so wahr ich selber meinen Garten habe, so hat auch der dort drüben seinen Garten, und außerdem hat die Stadt Bäume hingepflanzt, die sich mächtig entwickelt haben. Um alles der Reihe nach zu erzählen — mein Zimmer liegt zu ebener Erde. Durch diese Aussicht

von hier gelange ich zu mancher meiner Ansichten. Leider aber hat es einen Haken damit. Mit meinen Ansichten hat es fast immer einen Haken, aber ich meine diesmal die Aussicht . . .

Ich bin nämlich öfter allein zu Hause. Wir werden sofort sehen, was das auf sich hat. Ich sitze dann also an meinem Fenster bei meiner Arbeit und sehe auf das schöne Grün und Blumengeblüh nur so nebenbei hin. Es zieht mir am Auge vorbei und streift das Gemüt leichtlich, und wiewohl es zwar da ist, so ist es doch nicht deutlich vorhanden. Draußen gehen die Leute vorbei, sie sehen mich alle sitzen und gehen vorbei. Manche gehen nicht ganz so schlank vorbei, sondern winken mir was hinein ins Fenster, das sind die Nachbarn, gute Freunde und sonst allerlei. Winke ich nicht zurück, so könnten sie mich für einen rauhen, harten Mann halten, aber meistens schauen sie tiefer, halten mich nicht für so etwas und denken bloß: „Da sitzt er nun und macht sein Zeug!“ Manche sind weiblich und schauen zweimal. Das freut mich dann, wenn sie jünger sind — aber sie sind nicht alle jünger, und selbst wenn sie es sind, hat es wenig Wert für mich. Denn was nützt das schon, wo alle Nachbarn nachbarlich beieinander wohnen, und manche liegen den halben Tag am Fenster und gucken?

Die Nachbarn also, die gehen vorbei, und ein bißchen Zurückwinken besorge ich mit der Hand, ohne den Geist mitwirken zu lassen. Schlimm sind nur die, die nicht vorbeigehen, sondern an der Glocke läuten. Der Milchjunge läutet und will das Milchgeld für die vergangene Woche haben. Er ist ein sehr lieber Junge, aber ein recht langsamer Junge, und eine Empfangsbescheinigung schreibt er vorher auch noch aus. Wenn er keinen Bleistift hat, muß ich einen Bleistift holen. Neulich sagte er, er müßte erst nachdenken, und wenn dieser Junge nachdenkt, so denkt er tief und lange; ich aber denke keineswegs nach, sondern bin mitten im Weiterdenken. Ich habe, als er mich gerade wachgeklingelt hatte, an Kaiser Karl den Fünften gedacht, und wie das eigentlich damals war, als die große Seeschlacht bei Lepanto . . . und wieso ist damals im Geiste der Menschen etwas anderes vorgegangen, als etwa heute in den Geistern vorgehen würde, wenn man, vom mittelalterlichen Glaubenspunkt abgesehen . . .

Und da sehe ich dann also auf, draußen steht der Milchjunge, und ich muß 'raus. Ich habe es früher mal versucht, die Glocke nicht gehört zu haben, aber so etwas versuche ich nicht wieder; denn da der Milchknabe mich von draußen her gesehen hat, so wird er so lange läuten . . . Also aufstehen und aufmachen ist praktischer.

Und der Mann, der mir Seife verkaufen will, hat mich ebenfalls gesehen, auch der Mann, der mich versichern will gegen Feuersgefahr, und auch die Frau, die mit dem fabelhaften neuzeitlichen Waschapparat reist. Und dies alles zehrt mächtig an Karl dem Fünften. Sogar ein Mädchen war da, die von meiner Tochter Schularbeiten abschreiben wollte, und da zu hoffen war, daß ich von ihr mehr erfahren würde, als die eigene Tochter mir enthüllt über sich selbst, so . . .

Aber ich habe gefunden, daß es heute so ist wie damals. Diese Bälger untereinander halten dicht, und erfahren tust du nichts als „Ich weiß nicht“, und alle sehen unschuldig aus.

Dann aber ist lange, lange Zeit Ruhe. Die Seeschlacht von Lepanto ist wieder in Gang gekommen, und während die Spanischen ihr Banner schwingen und die Türken Mohammed hochleben lassen und die drei Schweinslederbände aus der Stadtbibliothek aufgeschlagen vor mir liegen, und auch die Linden draußen vor dem Fenster duften, ohne jedoch als Baum und Duft deutlich zu werden, und während also die Arbeit bereits mächtiger geworden ist als die Umwelt — und die Glocke habe ich abgestellt, einfach mit einem Tischentuch umwickelt, das genügt —, da fällt ein finsterer Schatten auf meine Bücher, und eine harte Hand klopft gegen die Fensterscheibe. Mein Gott!

Und draußen steht einer, der vergeblich geläutet hat, er hat mich aber sitzen sehen, und der Mann ist Scherenschleifer, das sieht man an seinem Karren, und mich jedenfalls hat er nun wachgeklopft.

Er sieht mich ganz freundlich an. Er nimmt es mir nicht übel, daß er mich gestört hat. Er strahlt sogar über seinen Erfolg und hat etwas Gutmütig-Listiges in seinem Blick. Oder ist das vielleicht kein Erfolg? Erst wußte ich nichts von ihm, und nun sprechen wir uns. Mit zwei Fingern macht er mir vor, wie eine Schere klappt, und mit der anderen Hand weist er auf seinen Karren. Sein Gesicht aber drückt eine aufmunternde Anfrage aus.

„Lieber Mann“, sagte ich entkräftet, „aber sehen Sie denn nicht?“

„Och“, sagte er beruhigend, „Sie können ja nachher weitermachen. Ich wollte Sie gar nicht stören. Ich wollte bloß fragen, ob Sie keine Schere oder kein Messer oder sonstwas . . . Nämlich“, sagt er „ich dachte man bloß!“

Was soll man da nun sagen? Er hatte gedacht, und ich war ja auch bloß beim Denken gewesen. Mein neuester Gedanke ist der, im unteren Fensterrahmen Milchglasscheiben einzusetzen; wo aber bleibt dann meine befeuernde, anregende Aussicht, und wo bleibt der Handel, das Gewerbe, der Umsatz?

„Leben wollen wir alle“, sagt der Mann, als er abging und nicht mit mir zufrieden war. „Man wird ja wohl noch anfragen dürfen, das wird man wohl dürfen — wird man wohl. Denn wieso sollen die Leute sonst wissen, daß sie hier ihre Messer geschliffen kriegen? Das ist doch ganz klar.“

Und so etwas braucht man nur mir zu sagen, noch dazu mit Vorwurf. „Es ist ganz klar!“ Da mir nie etwas klar ist, außer sehr spät hinterher, und da ich anderen Leuten in Weltbewandertheit stets mehr zutraue als mir, und das mit Recht — so wird es mit dem Vorfall seine Richtigkeit haben. Nur an Karl den Fünften komme ich heut nicht mehr richtig heran, und es wird besser sein, ich stecke mir eine Zigarre an und gieße für eine halbe Stunde die Blumen.

Vater und Sohn

Von Heinrich Zerkaulen.

In der Klopferstraße 31, vier Treppen rechts, ist an der Tür ein blank geputztes Messingschild befestigt: Musiklehrer Baumann. Mit seiner Frau und dem einzigen Sohn bewohnt der Musiklehrer hier seit Jahren eine kleine Dreizimmerwohnung. Sie sind saubere und ruhige Leute, über die keiner im Hause Klage zu führen hat. Morgens gibt Meister Baumann ein paar Klavier- oder Violinstunden, und abends sieht man ihn mit dem Geigenkasten unter dem Arm zum Theater oder zum Konzert eilen.

Den Musikantenheinz nennen die Hausbewohner den Sohn des Musiklehrers. Er ist siebzehn Jahre alt und geht bei einem Buchbindermeister in die Lehre. Doch mit dem heutigen Tag müßte man sagen: er ging in die Lehre. Denn eben stürmt er die Treppe und nimmt immer drei Stufen auf einmal. Mit der einen Hand zieht er sich am Geländer hoch, die andere umspannt ein schlankes Paket: den ersten selbstverfertigten Lederband nach eigenem Entwurf.

„Hier ist er, Mutter! Und der Gesellenbrief dazu!“

Musiklehrer Baumann hört es im angrenzenden Arbeitszimmer. Vor ihm auf dem Tisch liegt aufgeschlagen eine neue Partitur. Er ist dabei, den Violinpart leise nachzuahmen.

Noch ganz in Gedanken, hört der Musiker, was sein Sohn nebenan spricht. Er fährt mit der Hand über die Stirn, er lächelt ein wenig in sich hinein. Ja, genau so war es vor fünfunddreißig Jahren, als er selber die Prüfung auf dem Konservatorium bestanden hatte. Heute ist der Sohn soweit, der einzige, und er soll den Tag nicht vergessen.

Der Musiklehrer blickt hinüber zum offenen Notenschrank. Darin steht auf dem ersten Brett ein silberner Becher. Damals, vor fünfunddreißig Jahren, hielt er ihn bewußt zum ersten Male in der Hand. „Junge“, hatte sein Vater gesagt, dieser Becher ist das Meisterstück deines Großvaters, des Goldschmiedes. Wir Baumänner gehören nicht zu denen, die Reichtümer sammeln auf Erden, aber wir kommen anständig durch das Leben und vergessen nie, daß Sonntage nötig sind, um Werktage erträglich zu machen. Es braucht nicht immer Wein zu sein, den du aus dem Becher trinkst, Junge.“

Also erhebt sich der Meister. Wie einen Kelch hält er den Becher in seinen Händen. Auch er stürmte damals in die Welt, um sie zu erobern. Etwas anderes hat er dafür erobert: die Stetigkeit seiner Arbeit, das Wissen um seine Sendung, den Glauben an den Sonntag. Er nimmt den silbernen Becher und trägt ihn hinüber zu denen, die er lieb hat, zu Frau und Sohn.

„Geselle Heinz Baumann“, die seltene Anrede klingt so ernst, daß beide erschrecken wollen. „Vater und Sohn, die sind wie zwei Stafettenläufer, die der nächsten Generation das Erbe zu überbringen haben. Es kann der Glanz eines Namens sein, der Ruf eines Hauses, Reichtum und Macht. Immer aber muß es die Reinheit des Wollens sein. Vergiß das nicht, Geselle Heinz Baumann. Denn mehr noch als Aeußerlichkeiten, wie Glanz, Ruhm, Reichtum und Macht, gilt das innere Ziel. Trotz allem Schweren, das auch kommen muß, denk an die silberne Festlichkeit in Dir selber! Vergiß über den Alltag nie den Sonntag, Geselle Heinz Baumann!“

Er schweigt. Für einen Augenblick schließt er die Augen. Eine Welt drängt sich in ihm zusammen in einer einzigen Sekunde: Stabwechsel der Stafettenläufer.

„Bring Wein, Frau“, sagt endlich der Vater. Er reißt sich mit Gewalt zusammen.

Zum Schluß trinkt auch der Musikantenheinz aus dem silbernen Becher. Da er ihn von den Lippen absetzt, schwankt er ein wenig in seiner Hand, er ist auf einmal so schwer geworden. Wie rotes Gold funkelt der Wein im silbernen Becher: Blut vom Blute der Väter.

Eine dunkle Ahnung von mancherlei Wirrsal und Kampf überkommt den Gesellen Heinz Baumann. Aber er wird siegen im Streit des Alltags, er weiß sich seit heute eingegliedert in die lange Kette seines Geschlechts. Stumm reicht er dem Vater die Hand. Und es klingt doch wie ein Versprechen.